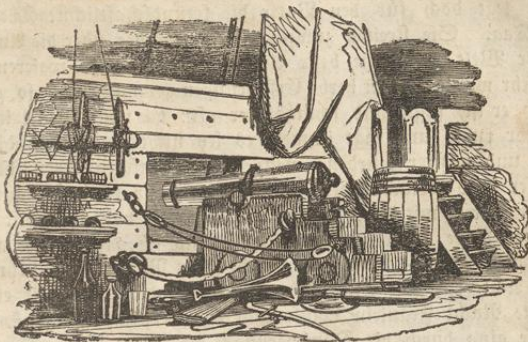


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Geschenke

Sache ihre Kräfte zusammenraffen, um geistige wie materielle Interessen zu fördern. Darnach sollen wir in Einigkeit trachten; dadurch allein sind Entwicklung und weiterer Fortschritt bedingt.



Die Geschenke.

„Der Mantel wird Euch gut seyn für die kühlen September-
abende, wenn Ihr von der Arbeit heimkommt.“

Ach wie danke ich Ihnen, theures Fräulein, wie viel Gutes haben
Sie doch schon mir, der armen, alten Frau erwiesen. In meiner
letzten schweren Krankheit hätte ich nicht elend und von aller Welt
verlassen ohne Sie dagelegen! Gewiß, wenn der Himmel das Gebet
einer Greisin erhört, werden Sie noch viel Freude erleben: ein braver
Mann wird Ihnen glückliche Jahre bereiten.

„Ihr wißt's ja, ich will nie heirathen, ich will bei dem Vater
bleiben, ihn pflegen und stets mit ihm seyn; ich habe keine Hoffnun-
gen, die über unser kleines Häuschen hinausschweifen.“

„Und wie geht es Ihrem Vater, ist der alte Herr wohltauf und
freundlicher Laune?“

„Ja, Gottlob; die häßliche Gicht läßt ihm Ruhe und er ist heiter. Seit zwei Monaten hat er einen täglichen Besuch, der ihn sehr erfreut; der neue Arzt, der sich in unfrem Städtchen niedergelassen hat, sagt ihm sehr zu; der Mann spricht nicht viel und fragt nicht viel und legt doch für den Vater die freundschaftlichste Theilnahme an den Tag. Sie streiten zuweilen mit einander über die Angelegenheiten der Welt, über die beste Art die Menschen zu regieren. Der Vater, Ihr wißt's ja, hat herbe Erfahrungen gemacht, und so gut und freundlich er ist, schilt und schmäht er oft: da widerspricht ihm nun der Doctor ruhig und sagt immer, es sey nicht wahr, daß die Zeiten schlechter und finstrier würden, nein, die Menschen seyen bestimmt, stets besser und gottähnlicher zu werden. Mir scheint's, der Vater fängt nur Streit mit dem Doctor an, um sich von ihm mit ruhiger und milder Rede widerlegen zu lassen, und ich, ich meine auch der Doctor hat recht. — Nun gute Nacht Frau Margarethe, nehmt Euch wohl in Acht, daß Ihr Euch nicht wieder bei der Feldarbeit erkältet.“

„Gute Nacht Fräulein Louise und den herzlichsten Dank.“

Louise ging durch die Dämmerung, die kleine enge Straße entlang, dem väterlichen Hause zu. „Ein Mann mit glückliche Jahre bereiten!“ sagte sie vor sich hin, „bin ich denn schön, bin ich denn reich, daß Geld oder Anmuth mir Freier locke? Wer mag mich wohl beachten, wer sich die Mühe nehmen, einen stillen Sinn zu erforschen: geht nicht Jeder theilnahmslos an mir vorüber? Jeder — ach sie wünschte wohl Einem Theilnahme, Freundschaft einzulösen.“

Die alte Frau Margarethe hatte Louizens freundliche Warnung nicht recht beachtet: sie hatte ihrem vermöglichen Nachbarn bei der Kartoffelerndte geholfen und der scharfe Ostwind hatte sie gepackt. Sie hatte sich wieder legen müssen. Der Arzt saß eben Abends an ihrem Bette, da ging die Thüre auf und Louise, des Majors Winter Tochter, die freundliche Wohlthäterin der alten Wittwe, trat ein. Der Hausfreund ihres Vaters wußte schon was sie hierher führe, er hatte von der berebten Alten erfahren, wie viel sie dem Fräulein verdanke. Als Louise wieder gehen wollte, nachdem sie der Kranken Muth eing gesprochen und ihr verstohlen eine Gabe in die Hand gedrückt hatte,

nahm auch der Arzt seinen Hut und bat, sie begleiten zu dürfen. Auf dem Wege versicherte er, die Krankheit der Frau Margarethe gebe nicht Besorgnissen Raum und sey nur ein leichter Rückfall, der sich bald werde heben lassen. — Das Gespräch wandte sich dann auf ärztliche Kunst im Allgemeinen und Louise pries die Männer glücklich, deren Wissenschaft so erfreuliche und heilsame Folgen haben könne. Den Doctor Milten überraschte die feine und verständige Art, wie Louise ihm Ansichten zu geben wußte, er schalt sich, daß er, schon zwei Monate mit dem Vater näher bekannt, noch gar nicht die Tochter beachtet hatte, deren milden Sinn die alte Margarethe so hoch pries, deren bescheidene und tüchtige Bildung ihr Gespräch und ihre Anschauungsweise verrieth.

Die Beiden kamen einander näher, Louise nahm jetzt oft Theil an Milten's Gesprächen mit ihrem Vater, fast immer traf es sich, daß sie einer Meinung mit ihm war. Wenig Monate vergingen und der Arzt kannte Louise genau, ihre Seele, ihr Reden, ihr Wollen lag seinen Blicken offen. Sie besaß das Köstlichste, was ein Mensch besitzen kann, sie besaß die Gabe zu lieben, diese Liebe wandte sie ihrem Vater, den Armen, der Welt zu. Ob sie auch ein Herz für einen Gatten haben, ob sie sich einem Mann mit inbrünstiger Liebe anschließen könnte? — Milten glaubte es, hoffte es, denn ehe er es vermuthete und meinte, fühlte er, daß er das einfache, stille Mädchen liebe. „Erwidert sie Deine Liebe?“ so fragte er sich oft und sagte doch nicht recht Muth sie darum zu befragen, und ihr ein bescheidenes, aber gesichertes Loos zu bieten.

Einst traf er sie allein und das Gespräch fiel auf die Hauptstadt des kleinen Königreichs.

„Wenn ich nicht irre, standen Sie früher dort als Arzt in Militärdiensten,“ sagte Louise.

„Ja mein Fräulein.“

„Und Sie haben den Dienst verlassen?“

„Nein umgekehrt, der Dienst hat mich verlassen. Sie haben mich abgedankt, ich war nicht mehr würdig Seiner Majestät Brod zu essen.“

„Sie müssen mir das erzählen.“

„Die Geschichte ist kurz und wenig erbaulich,“ versetzte Mitten und es lag etwas Bittres in seinem Tone. „Es war ein wissenschaftlich-militärisches Drama und ein mißhandelter Soldat und ich spielen die Hauptrollen darin. Ich darf vermuthen, Fräulein, daß man auch in Ihrem Städtchen von den grausamen Strafen weiß, die leider noch in unserm Heere üblich sind. Die Meinung des ganzen Landes hat sich laut gegen diese Strafen ausgesprochen; jedoch umsonst, sie sind nicht abgestellt worden. Was vermöchte auch wohl die öffentliche Meinung? Bei uns werden noch gräßliche Prügeleien aufgeführt, welche Preußen, Hessen, Württemberg, das nahe Braunschweig selbst, seit Jahrzehnten als ihrer Regimenter unwürdig abgestellt haben. Ich darf Ihnen wohl kaum sagen, daß ich als Mensch ein heftiger Gegner dieser abscheulichen Strafen war und bin, als Arzt aus wissenschaftlicher Ueberzeugung ihr Gegner seyn muß, da sie auf die Gesundheit der Bestraften in den meisten Fällen höchst zerstörend wirken. Ich habe denn auch diese meine Ansicht nie verhehlt und freute mich nur, daß bei dem Bataillon, bei dem ich diente, Executionen sehr selten vorkamen, da wir einen sehr würdigen Commandanten hatten, dessen Beispiel und Eifer in jeder Beziehung höchst wohlthätig auf seine Untergebenen wirkte. Da erhielten wir einen neuen Bataillonschef, einen brutalen, boshaften Mann; hatte er eine Nacht am Spieltische durchwacht, so war es ihm andern Tages eine Lust, die Leute zu quälen und zu plagen. Excesse wurden jetzt häufiger im Bataillon; ein Unterofficier erlaubte es sich oft seine Soldaten zu stoßen und zu schlagen, er blieb unbestraft. Ein Bauerbursch, erst seit Kurzem Soldat, hatte einen Faustschlag des Corporals mit gleicher Münze heimgezahlt. Allerdings ein schweres Verbrechen gegen die Disciplin. Er sollte zwei hundert Rutenhiebe erhalten. Mir befahl der Obristleutnant den Schuldigen zu untersuchen, ob er stark genug sey, die Strafe auszuhalten. Nach Eid und Pflicht mußte ich dieß verneinen, der Gefangene war noch nicht einundzwanzig Jahre alt, im Wachsen und von schwacher Brust. Ich setzte die Gründe, die einen Erlass der Strafe als nothwendig erscheinen ließen, schriftlich auf und begab mich damit zum Obristleute-

nant. Er überflog das Papier flüchtig: „es hat Ihnen schon oft gefallen, als Gegner der in unserm Heere gesetzlich bestehenden Strafen aufzutreten,“ sagte er finster, „die Gründe, die Sie hier anführen, sind Ihnen von Ihrem Widerwillen eingeflößt und durchaus ungenügend. Der Keul bekommt seine Hiebe und Sie haben sich Punkt elf Uhr zur Ueberwachung der Execution einzufinden.“ „Ich muß dagegen protestiren und Sie bitten, erst die Entscheidung der höhern ärztlichen Behörde einzuholen.“ — „Herr ich dulde keinen Widerspruch, Sie haben zu gehorchen.“ — „Noch einmal protestire ich gegen die Vollstreckung der Strafe, nur die höhere ärztliche Behörde kann darüber entscheiden.“ — Der Obristleutenant knitterte meinen Bericht zusammen und warf ihn mir vor die Füße. „Dies meine Antwort“ rief er. Da fiel es mir ein, daß ich vor Zeiten oft den Schläger geführt hatte. Meine Hand faßte unwillkürlich den Degengriff. „Offne Widersegllichkeit,“ schrie mein Chef. „Ihren Degen her, Herr, Sie sind Arrestant!“ — Ich ward verhaftet, der Arzt eines andern Bataillons zeigte sich den höhern Wünschen gefügiger als ich; die Strafe ward vollzogen und in meinem Arrestzimmer hörte ich das Wimmern und Wehklagen des Gepeinigten. — Als ich meines Arrestes ledig war, verlangte ich ein Einschreiten der höhern ärztlichen Behörde, ich habe mich schwer gegen die Disciplin vergangen, hieß es, und solle mich ruhig verhalten. Ich klagte dennoch, da rief mir der General unserer Brigade um meinen Abschied einzukommen — ich weigerte mich, da habe ich denn meinen Abschied, „aus triftigen Gründen,“ hieß es, im Begleitungsschreiben erhalten. Die Offiziere meines Bataillons gaben mir Beweise ihrer Achtung, die mich stets ehren werden — in den Gesellschaften der Residenz fühlte ich aber bald, wie man an dem Entlassenen Anstoß nahm und den schlichten Rock mit andern Augen maß, als die Uniform; Vielen galt ich für einen Schwärmer, einen Demagogen, einen Menschen, den man meiden müsse. Väter und Mütter sahen es ungern, wenn ich mit ihren Töchtern tanzte. — Ich schickte mich zu einer größern Reise an, um vielen meiner edlen Mitbürger die Verlegenheit zu ersparen, mich grüßen zu müssen. — Als ich eben meinen Koffer packte, trat schüchtern ein bleicher Mensch zu

mir in's Zimmer. Es war jener Soldat, sie hatten ihn zu Schanden gehauen, mit kranker Brust, siech und elend kehrte er in sein Dorf zurück, das er gesund und in der Blüthe seiner Jugend verlassen hatte, untüchtig zu fernem Dienste, untüchtig zu jeder schweren Arbeit. Er hatte erfahren, daß ich ihn vor der Strafe hatte bewahren wollen, und er war gekommen mir zu danken . . .

„Ihre Erzählung,“ sagte Louise, „bestätigt mir wieder, was Ihr ganzes Wesen an jedem Tage verräth, Sie sind ein edler Mann; ich achte, ich verehere Sie —“

„Ach!“ rief Milten, „nichts von verehere, lieben Sie mich, wie ich Sie liebe!“

Louise sah schön aus an ihrem Verlobungstage, das weiße Gewand umschloß eine zierliche, schlanke Gestalt, jetzt von Freude gehoben. Freude umstrahlte ihre Züge, ihr Auge strahlte in höherem Glanze, ein wehmüthiger Zug, der sonst ihrem Gesichte etwas Trübes gegeben hatte, war verschwunden. — Sie war glücklich, sie liebte und Glück und Liebe sollen ja immer verschönern.

Als die Gäste mit ihren Glückwünschen das Paar verlassen hatten, gab Milten seiner Braut ein Papier: „einem andern Mädchen“ sagte er, „würde ich eine goldne Kette, eine Schnur Perlen an diesem Tage schenken, Dir dieses; ich weiß, es wird Dir mehr Freude machen.“ — Louise entfaltete das Papier, es war eine Schenkung die der alten Margarethe, in deren Hütte sich die Beiden zuerst näher gekommen waren, so lange sie lebte, ein Jahrgeld von hundert Thalern sicherte.

Sie führten eine glückliche Ehe, Milten gewann als Arzt einen bedeutenden Ruf, seine wissenschaftlichen Arbeiten erwarben ihm die ehrenvollste Anerkennung gelehrter Gesellschaften. Am dritten Jahrestage ihrer Hochzeit sagte Louise: „Heute erlaube mir lieber Eduard, daß ich Dich beschenke,“ und sie ging hinaus und kehrte mit einem blaß aussehenden Menschen zurück. „Dein Schützling aus der Residenz — er hat tüchtig schreiben gelernt und kann Dein Schreiber und Kammerdiener seyn.“ Es war der arme Soldat. Seine Kränklichkeit ist nicht ganz gewichen, aber er ist dem edlen Ehepaar der treueste und anhänglichste Diener.